

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
Band: 17 (1991)
Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN

Die Bundesrepublik. Eine historische Bilanz Robert Hettlage (Hrsg.)

C. H. Beck München, 1990. 387 Seiten

*Prof. Dr. Dr. hc. Friedrich Fürstenberg, Seminar für Soziologie, Rheinische
Friedrich-Wilhelms-Universität, D-5300 Bonn 1*

Der Herausgeber legt eine Sammlung von Rückblicken vor, die nach sozialstrukturellen Gesichtspunkten den Weg der Bundesrepublik in die 90er Jahre nachzeichnen. Im Hintergrund steht die Frage, ob angesichts der Vereinigung der deutschen Teilstaaten „diese Gesellschaft in ihrem Gesamtbestand oder in Teilaspekten im kommenden Jahrzehnt noch eine Zukunft haben wird“ (S. 16).

Zunächst behandelt Josef Schmid die Verschiebung der Bevölkerungsstruktur der Bunderepublik und ihre Folgen. Diese wird an Hand eines Vier-Phasen-Modells herausgearbeitet, in dem als wesentliche Einschnitte der Mauerbau 1961, die Ölkrise 1973 und das Ende der sozial-liberalen Koalition 1982 genannt werden. Besondere Beachtung findet die Veränderung der Altersstruktur angesichts des andauernden Geborenendefizits und des damit verbundenen Bevölkerungsrückganges der einheimischen Bevölkerung. Immer wichtiger wird die Gruppe der „jungen Alten“ zwischen 60 und 75 und der „Hochbetagten“, die stark zunehmen. Längerfristig wird auch das Erwerbspotential der bisherigen Bundesrepublik langsam sinken.

Auch die Familien- und Haushaltsstruktur hat sich nachhaltig verändert. „Die Ein-Person-Haushalte (1993 erst 3%) betrugen 1987 34,6% aller Haushalte und verzeichnen einen sprunghaften Anstieg“ (S. 49). Angesichts der wachsenden Wahrscheinlichkeit, daß man um das Jahr 2030 mit etwas über 42 Millionen Deutschen (aus der Sicht der bisherigen Bundesrepublik) rechnen muß, gewinnt die Frage nach möglichen Zuwanderungsgewinnen Bedeutung. Die bisherige DDR bietet nicht das erforderliche Zuwanderungspotential. Aber der Immigrationsdruck insbesondere aus den Oststaaten wird anhalten.

Robert Hettlage widmet sich in seinem Fachbeitrag der Wirtschaft als Mythos: Wirtschaftsordnung, Wirtschaftsstruktur und Wirtschaftsentwicklung der Bundesrepublik werden noch weithin unter dem Eindruck des Wirtschafts-

und Exportwunders beurteilt. Die Einteilung des Verfassers in vier Phasen zeigt den allmählichen Übergang zur konjunkturellen „Normalität“. Während hinsichtlich des Pro-Kopf-Wachstums des Bruttosozialprodukts im Vergleich der Jahre zwischen 1870 und 1980 die fünfziger Jahre stark über den langfristigen Trendwerten liegen, sind schon in den sechziger Jahren absinkende Werte zu verzeichnen und die siebziger und achtziger Jahre liegen unter dem säkularen Trend. Der Verfasser geht auch den Gründen dieser Entwicklung nach. Das anfänglich hohe Wachstumstempo wird auf Struktureffekte zurückgeführt. Die Hauptursache der langsamen Trendwende ist seiner Meinung nach im Arbeitsmarkt zu suchen. Allmählich wurde die Industriegesellschaft von der Dienstleistungsgesellschaft überlagert und transformiert. Neue, über diejenigen der Arbeitsgesellschaft hinausreichende Lebensziele rückten in Reichweite (S. 79). Aber die wachsende Wohlstandsorientierung ist auch Sklavin des Sicherheitsdenkens: „Die Angst vor Krisen reicht gerade in der Bundesrepublik sehr tief. Sie ist höchst sensibel für alle Krisenszenarien“ (S. 86).

Den Zusammenhängen zwischen Arbeit und Kultur, auch unter dem Aspekt der Moralökonomie, widmet sich Eckhard Pankoke. Er thematisiert Sinnkonstruktionen und insbesondere die „Identitätsauslagerung aus der Arbeitswelt“ (S. 94). Dieser Identitätswechsel „vom Lohnarbeiter zum Klienten“ erzeugt aber neue Abhängigkeiten und hat Folgen für die politische Kultur. Es stellt sich nun die Frage, ob in einer Gesellschaft, „in der sich Menschen von Lohnarbeit freisetzen können, soziale Produktivität nicht nur für Neugestaltung der privaten Lebensführung frei wird, sondern auch für öffentliches und kulturelles Leben“ (S. 103). Der Verfasser verspricht sich viel von einer derartigen Freisetzung sozialer Produktivität, verläßt aber mit diesen Ausführungen schon den Bereich der Realitätsanalyse.

In traditionelle Bereiche der Sozialstrukturanalyse führt Stephan Hradils Beitrag über Individualisierung, Pluralisierung, Polarisierung, wobei er die Frage zu beantworten sucht: Was ist von den Schichten und Klassen geblieben? Unter herkömmlichen Schichtungsaspekten ist festzustellen, „daß sich im Hinblick auf die Einkommens- und Berufsprestigeverhältnisse nur geringe Veränderungen vollzogen haben, daß die Verteilung formaler Bildungsabschlüsse in der Bevölkerung sich seit den sechziger Jahren aber drastisch veränderte“ (S. 115). Im Beobachtungszeitraum änderten sich aber nicht nur Lebensbedingungen, sondern auch Lebensformen. Zu ihrer Interpretation reichten empirische Befunde auf der Grundlage von Klassen- und Schichtanalysen nicht mehr aus. Neue Dimensionen sozialer Ungleichheit wurden spürbar, auch neue Statuszuweisungskriterien wie Geschlecht, Alter, Generation, Nationalität, Wohnregion und Kinderzahl wurden zunehmend bedeutsamer: „Mit Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen oder zwischen In- und Ausländern wer-

den heute Wahlkämpfe bestritten. Mit Ungleichheiten zwischen Arbeitern, Angestellten, Beamten und Selbständigen kaum“ (S. 124). Die problematischsten Ungleichheiten finden sich allerdings zwischen einer „zumeist erwerbstätigen Bevölkerungsmehrheit und sehr unterschiedlichen, durchweg am Rande oder außerhalb des Erwerbslebens stehenden Problemgruppen“ (S. 129). Der Verfasser geht auch kurz auf seinen zentralen Forschungsbereich ein, die Milieu- und Lebensstilforschung. Kombinierte Lebenswelten und plurale Identitäten werden immer häufiger. Dem entspricht die Entwicklung soziokulturell ausgerichteter Sozialstrukturtheorien.

Den wichtigen politischen Bereich untersucht aus soziologischer Sicht Alf Minze. Die Etablierung einer effizienten Parteiendemokratie nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet er als „Wunder“. Die politischen Großparteien entwickelten sich jedoch nicht zu Allerweltparteien, sondern blieben weltanschaulich und sozialstrukturell deutlich identifizierbar und unterscheidbar. Sie bewiesen auch ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit. So sind sie nach Meinung des Verfassers auch noch nicht an den Grenzen ihrer Entwicklungsmöglichkeiten angelangt (S. 161), obwohl sie empirisch nachweisbare Integrationsschwächen, politische Konfliktlösungsdefizite und Legitimationsprobleme haben. Wirklich überfordert sind eher die Kleinparteien mangels organisatorischer und personeller Kapazität.

In diesen Kontext gehört auch das Thema der neuen sozialen Bewegungen, das Dieter Goetze behandelt. Es geht hierbei nicht so sehr um die Ausbreitung empirischen Materials als vielmehr um eine Diskussion des Stellenwerts dieser neuen sozialen Bewegungen, zu denen insbesondere die Bürgerinitiativen, die Ökologiebewegung, die Anti-Kernkraftbewegung sowie die neue Frauenbewegung zu rechnen sind. Handelt es sich hierbei um vorübergehende Protestformen oder um Beiträge zur gesellschaftlich-politischen Entwicklung? Es scheint sich eine Sichtweise durchzusetzen, die diese Phänomene als Strukturfolgen einstuft bzw. als kollektive Reaktion auf gesellschaftliche Problemlagen (S. 178).

Ähnlich aktuell ist der Beitrag Ralf Twenhöfels zu wissenssoziologischen Aspekten der Technologiepolitik in der Bundesrepublik. Ausgangspunkt ist die zunehmend pessimistische Haltung gegenüber großtechnologischen Projekten. Der Verfasser setzt sich insbesondere mit der wissenssoziologischen Erforschung gesellschaftlicher Risiken auseinander, mit der Möglichkeit ihrer Identifikation bzw. Berechnung. Gegenüber einer herkömmlichen Risikoformel an Hand der Berechnung von Eintrittswahrscheinlichkeit und Schadenshöhen geht der Trend in Richtung sozial verträglicher Risikobestimmungen. Hierbei kommt das soziale Kräftefeld unterschiedlicher Positionen und Haltungen zum

Ausdruck (S. 191). So wird der Leser mit einem Panorama von Möglichkeiten konfrontiert, im gesellschaftlichen Spannungsfeld Risiken einzuschätzen und unterschiedliche Standpunkte hierbei zu diskutieren. Man gewinnt allerdings den Eindruck, daß es sich um recht abstrakte Errörterungen handelt, die zunächst zur realen Situationsbewältigung wenig beitragen.

Stärker an empirischer Forschung orientiert ist die Untersuchung von Rosemarie Nave-Herz zum Wandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik, wobei sie die Frage stellt, ob die Familie noch als Solidargemeinschaft zu bezeichnen ist. Hierbei geht es in erster Linie um die Eltern-Kind-Beziehung, die nicht völlig an die Stabilität von Ehen gekoppelt ist. Die Verfasserin kommt zu einer positiven Einschätzung, da es doch noch zahlreiche unmittelbare Hilfeleistungen im Familienkontext gibt. „Das Ehesystem kann sich ... in unserer Gesellschaft auflösen, das Eltern-Kind-System nicht“ (S. 211).

Im folgenden Beitrag setzt sich Karl Lenz mit dem Wandel der Jugendphase in der Bundesrepublik auseinander: „Jugendzeit ist heute für die große Mehrheit der Heranwachsenden zu einem beträchtlichen Teil Schulzeit“ (S. 218). Andererseits kommt es zu einer psychosozialen und soziokulturellen Verselbständigung. Das Informations- und Erfahrungsmonopol der Eltern ist brüchig geworden. Die Freiheiten der Jugendlichen haben zugenommen, aber nicht synchron zur materiellen Verselbständigung. Die Aufnahme sexueller Beziehungen hat sich vorverlagert. Es ist gegenwärtig üblich, alle zeitgenössischen Erscheinungen auf das Phänomen der Modernisierung zu beziehen. So sieht auch der Verfasser den Strukturwandel der Jugendphase als Modernisierung mit dem Kernbestand eines Individualisierungsprozesses, „in dessen Verlauf die Möglichkeitsräume erweitert und das Individuum zur zentralen und verantwortlichen Planungsinstanz gemacht wird“ (S. 229/230). Hier sind nun doch Bedenken anzumelden, ob die damit verbundene Handlungskompetenz tatsächlich in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat. Der Verfasser räumt selbst ein, daß man kaum von „der“ Jugend sprechen kann, sondern statt dessen eine breite Streuung biographischer Ereignisse berücksichtigen muß.

Klaus Köhle behandelt die Entwicklung des Bildungssystems der Bundesrepublik von 1940 bis heute und behandelt schwerpunktmäßig Bildungsexpansion und Reform. Zwischen 1960 und 1978 hat die Zahl der Gymnasiasten um 230%, die der Realschüler um 310% zugenommen (S. 248). Probleme ergeben sich aus dem „Ausbluten“ der Hauptschulen, aus der Überlastung der Universitäten, aus der Verwertung von Bildungsabschlüssen am Arbeitsmarkt und schließlich aus der möglicherweise fragwürdigen Qualität der nun breiter gestreuten Bildung.

Zur Entwicklung von Religion und Kirche in der Geschichte der Bundesrepublik vermittelt Karl Gabriel interessante Fakten. Die formale Kirchenbindung der Bevölkerung ist nach wie vor hoch. Rund 90% der Gesamtbevölkerung sind Mitglieder der evangelischen Landeskirchen und Freikirchen sowie der katholischen Kirche. Aber diese vordergründige Religion hat erheblich von ihrer Integrationskraft eingebüßt. Pluralisierung und Individualisierung der religiösen Erfahrung zeichnen sich ab. „Es wird frei floatende Religiosität freigesetzt, was dem Jahrzehnt auch den Anschein einer gewissen Revitalisierung der Religion einbringt“ (S. 273). So treten unterschiedliche Aspekte der Religion nach Auflösung traditionaler Lebensformen auseinander und die Religion verliert an sozialer Bestimmung.

Bernhard Schäfers versucht eine zusammenfassende Interpretation. Er gelangt zu der Schlußfolgerung, der soziale und kulturelle, ökonomische und politische Wandel des Gesellschaftssystems der Bundesrepublik sei schnell und nachhaltig gewesen (S. 294). Im Anschluß an die Thesen von Habermas signalisiert er ein Auseinanderdriften von hierarchischer, organisierter „Systemwelt“ und der „Lebenswelt“. Der Befund bleibt jedoch widersprüchlich und vielleicht liegt dies auch an den Analyseverfahren. In subtiler Weise werden Teilbereiche der gesellschaftlichen Wirklichkeit beobachtet und auf Trends hin untersucht. Die Befunde werden typisiert und klassifiziert und dann in relativ allgemein bleibende Zusammenhänge eingeordnet. Wer aber erklären will, braucht Hypothesen. Generelle Konzepte wie z. B. „Modernisierung“ reichen hierfür nicht aus, auch wenn eine dimensionale Differenzierung erfolgt. Vielleicht ist es an der Zeit, wieder einmal relativ einfache, deswegen aber nicht minder bedeutsame Grundfragen zu stellen, z. B. nach dem Handlungsspielraum und Handlungshorizont der Personen und Gruppen, möglicherweise auch im biographischen Zusammenhang und nach Generationen differenziert. So ließe sich anschaulicher etwas z. B. über Erfahrungen mit Macht und Herrschaft ermitteln, und zwar in Form real erlebter Abhängigkeit bzw. Selbständigkeit.

Im Schlußkapitel untersucht Robert Hettlage die Probleme bei der Konstruktion des „gemeinsamen Hauses“ nach der Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten. Sehr zu Recht weist er darauf hin, daß die politische Integration eine kulturelle Vereinheitlichung voraussetzt und daß man sich gegenwärtig auf die rein funktionale Integration konzentriert (S. 300/301). Tatsächlich bestehen aber noch sehr unterschiedliche Erfahrungshorizonte. „Die massenhafte Ausweitung der Konsummöglichkeiten in der Bundesrepublik führte zu einer Mischung aus Individualisierung, Entsolidarisierung und Kulturkritik, während die dauerhafte Beschränkung politischer und wirtschaftlicher Freiheiten der DDR-Bürger Bescheidenheit erzwangen und die Solidarität der Not förder-

ten“ (S. 311). Nach neuesten Erkenntnissen sollte man allerdings diese solidarische Grundhaltung auch nicht überbewerten. Die Vermutung des Verfassers, daß in der ehemaligen DDR mit dem Modernisierungsschock auch ein Dominationsschock einhergehen wird, ist durchaus plausibel. Auch diese Aussage legt nahe, in die historische Bilanz der Bundesrepublik Perspektiven der Machtgenese, Machtausübung und Machttransformation mit einzubeziehen.

Der vorliegende Sammelband bietet eine Fülle von Informationen und interessanten Interpretationsversuchen. Er ist geeignet, die soziologische Standortbestimmung der „neuen“ Bundesrepublik anzuregen und zu erleichtern. Herausgeber und Verfasser haben auch keine abschließende, tiefgreifende Analyse angestrebt. Sie bieten aber wesentlich mehr als eine nur kurzfristig aktuelle Bestandsaufnahme. Hier liegt ein soziologisches Lesebuch vor, das wichtiges Orientierungswissen im Überblick vermittelt und den Einstieg in ein gründlicheres Studium wesentlich erleichtert.

Les Suisses et le Travail

Des certitudes du passé aux interrogations de l'avenir

Christian Lalive d'Épinay

*Michel Fragomichelakis, Collaborateur de recherche, ISSP,
Université de Neuchâtel, CH-2000 Neuchâtel*

Venant après *«Le mythe du travail en Suisse»* (1988), cet ouvrage en reprend l'essentiel dans une première partie consacrée au *passé*, et en prolonge la réflexion sur le présent et l'avenir. Son but est de présenter «la place qu'occupe le travail dans la culture suisse et l'identité nationale», en partant de l'idée qu'une culture n'est pas un ensemble statique qui figerait la société, mais la source de la vie collective: «elle oriente la créativité sociale, donc le renouvellement d'une société» (p. 13). Conception dynamique donc et volonté de saisir les influences réciproques entre la culture et la société, qui amènent l'auteur à adopter une perspective historique permettant «de comprendre que certaines mutations ne constituent pas des accidents historiques, mais des étapes logiques dans l'évolution d'une configuration sociale donnée, du fait même des principes dynamiques qui animent la structure» (p. 14). Cette perspective traverse l'ensemble de l'étude, même si, suivant la période abordée et d'une partie à l'autre de l'ouvrage, on constate des variations dans la méthode d'investigation ainsi que dans la présentation des résultats. En substance, la thèse centrale de l'auteur consiste à affirmer: l'existence, d'abord, d'un consensus autour de l'*ethos* du devoir et du

travail; le passage, ensuite, à un *ethos* de l'épanouissement personnel. Mais la démarche se veut aussi «prévisionnelle» et «prospective»: cinq scénarios sont donc présentés, relatifs à l'évolution de la place du «travail-emploi» dans «nos sociétés».

La première partie reprend les résultats d'une recherche portant sur les grands débats publics qui ont eu lieu autour d'une dizaine d'événements de portée nationale, de la grève générale de 1918 à l'initiative «Etre solidaires», regroupés en trois grandes périodes: l'entre-deux-guerres, la crise et la guerre, les «Trente Glorieuses». L'auteur cherche ainsi à reconstituer les systèmes de valeurs propres aux «acteurs de l'événement» et à dégager les significations que ces derniers investissent dans le travail. C'est donc ici qu'il développe sa thèse centrale.

Au sortir de la première guerre mondiale, la situation en Suisse était marquée par la hausse du coût de la vie, la stagnation des salaires, une forte proportion d'indigents, alors qu'industriels, commerçants et paysans avaient vu leurs revenus augmenter durant les quatre années de conflit. Dans ce contexte, les polémiques, voire les troubles, se développent, mais sur un fond de valeurs et de croyances partagées, avec, au cœur, la notion de travail. En effet, la droite s'appuie sur «les piliers de notre civilisation» (tradition judéo-chrétienne, Grèce, Lumières) pour défendre une conception suivant laquelle le travail est plus qu'une fonction sociale et qu'un instrument du bien-être: il est le propre de l'homme, il ennoblit, il est le seul salut. La gauche invoque souvent les mêmes sources, mais pour en tirer des conclusions bien différentes: le travail est le moyen irremplaçable de la domination du monde, le moyen nécessaire de la satisfaction des besoins; la force de travail est le facteur de production le plus important, elle a une valeur économique, mais aussi morale et sociale, elle ne doit pas être une marchandise et l'exploitation de l'homme par l'homme doit disparaître. Toutefois, un consensus existerait au niveau des croyances les plus profondes, qu'exprime l'idée suivante: par et dans le travail, l'homme manifeste sa responsabilité et se réalise en tant qu'être humain. C'est autour de cette idée que tout un *ethos* du travail et de la responsabilité individuelle se construit. *Ethos* qui caractérise l'ensemble des «sociétés industrielles» et qui aurait pourtant la particularité de laisser ouverte la question de la bonne application des valeurs qu'il prône et de ne pas imposer un modèle précis de société; ces deux derniers points font l'objet de débats, c'est autour d'eux que se regroupent et s'affrontent les acteurs des luttes sociales.

Dès la fin des années vingt sévit la crise et le chômage. Les salaires réels baissent, deux tiers des dépenses d'un ménage de «petite classe moyenne» sont absorbés par les besoins essentiels. Divers courants contestent alors le principe

de la responsabilité individuelle, défendu toujours par le patronat, et proposent de nouvelles formes de solidarité autour de trois figures typiques: le chômeur, le soldat mobilisé et le vieillard. Durant toutes ces années 30 et 40, les débats ont pour objet la solidarité plutôt que l'*ethos* du travail qui reste intact dans son fondement. Est alors mise sur pied la «Paix du travail», d'abord en tant qu'accord sectoriel, puis comme mécanisme et principe plus général de régulation des rapports sociaux. Avec l'AVS, un mécanisme de redistribution est introduit, tout en conservant le principe de responsabilité et de mérite individuels.

La période des «Trente Glorieuses» amène en Suisse la croissance rapide du PNB, avec une transformation de la structure économique et sociale. La hausse du pouvoir d'achat des travailleurs modifie radicalement la structure des dépenses des ménages: la part consacrée aux besoins de base n'occupe plus qu'un tiers du budget. Le plein emploi pousse les individus à rechercher la stabilité et les avantages sociaux; la pression populaire s'accroît, demandant à l'Etat de contribuer à réduire l'insécurité qui affecte la vie humaine. Une «mutation culturelle» se produit, qui touche les habitudes, les styles de vie, les croyances, les valeurs. C'est ainsi que, parmi d'autres traits marquants de cette période (mouvement de soixante-huit, poussée xénophobe, ...) s'affirme le droit au loisir et surgit l'*ethos* de l'épanouissement et de la prise en charge. L'auteur constate alors que «malgré les antagonismes manifestés, un langage nouveau émerge et se répand, des valeurs s'imposent auxquelles tous se doivent de sacrifier, même si certains le font du bout des lèvres» (p. 61). Tel serait le cas, notamment, de la notion de temps libre. On remarque aussi un changement quant à la conception du travail même: «de condition de réalisation de l'homme qu'il était, il devient l'instrument de son aliénation et de la réduction du travailleur à l'état réifié d'objet» (p. 63). Le travail «est désormais au banc des accusés», il est «dépouillé de ses vertus, dont se voit parée la nouvelle divinité, le loisir» (p. 64).

C'est ici, croyons-nous, qu'une «lecture critique» se doit de faire part de quelques réserves basées sur le matériel même fourni par l'auteur (ce qui est assurément un des grands mérites de l'ouvrage), et concernant le caractère généralisé et radical de ce changement. En effet, le volte-face est flagrant parmi les milieux patronaux qui parlent désormais du travail comme d'une «malédiction» qui n'aurait de positif que «l'argent qu'il permet de gagner». Par contre, pour les milieux qui soutiennent les initiatives sur la participation ou sur «les 40 heures», ce n'est pas LE travail (travail «en général») qui est mis en cause, mais bien le travail tel qu'il existe concrètement dans «nos sociétés»: le travailleur doit lui-même, d'objet qu'il est, devenir un sujet, seule façon de parvenir à l'épanouissement de sa personnalité par et dans LE travail; et concrètement, moins de temps de travail, c'est prendre plus de temps pour

vivre réellement, c'est pouvoir réfléchir au sens du travail et de la vie. En somme, le patronat adopte une position sur LE travail qui est à l'opposé de celle des syndicats et qui s'accorde bien avec son hostilité aux aspirations concrètes des travailleurs: si LE travail est fondamentalement maléfique, il va de soi que ni réduction du temps de travail ni participation ne peuvent le changer.

On pourrait formuler des réserves analogues en ce qui concerne le «consensus» relatif aux loisirs, si l'on fait la distinction entre le niveau du «langage» et celui des valeurs. En effet, comme le montrent les exemples cités, il y a des termes qui sont utilisés par tous les «acteurs», mais cela n'implique pas un accord sur le contenu des positions adoptées par les uns ou par les autres, ni une acceptation générale des valeurs évoquées. Ainsi, les «milieux patronaux» s'opposent bien à ce qu'ils appellent «l'éthique anti-travail, c'est à dire une situation où la valeur des loisirs est rehaussée aux dépens de la motivation au travail», et ne l'acceptent pas comme «inexorable», puisqu'ils parviennent à faire échec à l'initiative sur «les 40 heures».

Mais il est vrai que l'auteur apporte par la suite des nuances et des précisions quant à l'origine et à la portée sociales du nouvel *ethos* de l'épanouissement personnel. Il est en quelque sorte «l'antithèse» de la morale du travail et du devoir, laquelle s'inscrivait dans une longue tradition et était diffusée par toutes les grandes institutions de la société «industrielle et bourgeoise» (pp. 66 et 72). Il a pour épicerie les classes moyennes salariées urbaines, mais sa diffusion est rapide. Il a trouvé certains relais institutionnels (la publicité, la «culture psy», l'école) qui sont dotés d'une très grande efficacité, mais qui restent incomplets. Il n'a pas l'enracinement dont bénéficiait la morale du travail dans son siècle de gloire, il manque de fondation mythique, il reste fragile. Bref, il s'est affirmé brutalement, dans un contexte de prospérité et d'optimisme, sans cependant que ne disparaisse son prédécesseur. Ainsi, comme Lalive d'Epinay le signale dans la deuxième partie de l'ouvrage, on ne retrouve pas dans les enquêtes empiriques réalisées à cette époque l'opposition radicale entre les deux *ethos*.

C'est précisément cette deuxième partie qui traite du *présent*, en rapportant les résultats d'enquêtes et de sondages d'opinion, réalisés en Suisse entre 1972 et 1986, dans un contexte socio-économique marqué d'abord par une récession faisant qu'un sentiment d'incertitude s'installe dans le pays. Ces résultats montrent «deux tendances globales fortes» concernant les attitudes face au travail. D'une part, la vision majoritaire du travail-emploi n'est pas qu'instrumentale: elle lui reconnaît un potentiel expressif et certaines possibilités d'épanouissement. Mais de l'autre côté, le travail est désinvesti de sa mission sociale: il n'est plus

compris comme un devoir, selon la logique du premier *ethos* (où la norme est la société); il est réinterprété selon la logique de la quête de l'épanouissement (où l'individu est la norme et la finalité). La notion de service («être un membre utile de la société») est très largement associée, non pas au travail, mais aux possibilités offertes par le temps libre, lequel fait l'objet d'aspirations très nettes dans la population en général et plus particulièrement chez les plus jeunes et chez les femmes.

Parmi les jeunes justement, seule une minorité fait du travail le but unique ou essentiel de la vie. Pour le plus grand nombre, le travail est bien source de sécurité et de satisfactions *sui generis*, mais pas le centre unique de l'aménagement de leur vie. Par ailleurs, une minorité non négligeable anticipe son travail comme une forme d'aliénation inévitable. Cette «résignation anticipatrice» croît au fur et mesure que les jeunes s'approchent de (ou entrent dans) la vie active et qu'ils perçoivent un écart entre leur idéal du travail et la réalité. Mais l'auteur entrevoit l'amorce d'un réajustement des aspirations: l'idéal élevé du travail, porté par la majorité des jeunes, pourrait alors évoluer vers une vision plus instrumentale et individualiste où le travail ne serait qu'un moyen permettant de gagner sa vie le moins désagréablement possible, et laissant du temps et des forces pour la poursuite de l'épanouissement individuel dans la sphère du temps libre. Mais c'est déjà parler de l'avenir, ce qui est l'objet de la troisième partie de l'ouvrage...

Avenir dont les prémisses sont dans le passé et, surtout, dans le présent, puisque les hommes et les femmes du début du XXI^e siècle sont déjà là et qu'il leur appartiendra de faire face aux problèmes de leurs temps en fonction de l'«héritage» qui leur sera légué et qui sera fait de biens matériels, mais aussi des savoirs, des convictions, des valeurs, ... C'est par un «essai prévisionnel» que l'auteur aborde cet héritage. Il observe certaines tendances qui «semblent devoir durer»: la faible croissance, l'instabilité des marchés, la versatilité de la demande, le durcissement de la concurrence internationale, les bouleversements et réorganisations associés à l'introduction de nouvelles technologies, la transformation profonde de l'entreprise ... En particulier, la contraction et la dérégulation du marché du travail ont un aspect fonctionnel du point de vue des entrepreneurs: elles corrodent le pouvoir syndical et tempèrent de manière drastique les revendications des travailleurs. Pour l'entrepreneur contemporain, la main-d'oeuvre doit retrouver mobilité et malléabilité. Les connaissances, les formations peuvent être disqualifiées parce que frappées d'obsolescence. La capacité d'initiative et d'adaptation, l'aptitude à acquérir des compétences nouvelles, l'ouverture à l'innovation deviennent vertus cardinales du travailleur d'aujourd'hui. Globalement, le travail change de place dans l'organisation de la vie: celle-ci est de plus en plus organisée autour de plusieurs pôles et plans

d'action. La «biographie normale» qui prévalait depuis la fin de la guerre (formation, ascension socio-professionnelle, retraite) est remodelée.

Présent dans ce contexte, l'*ethos* de l'«individualisme hédoniste» propose un but (l'épanouissement de l'individu), fixe une condition nécessaire à la poursuite de ce but (la maximisation de la sécurité de l'individu grâce à sa prise en charge par l'Etat) et désigne la voie privilégiée qu'il convient de suivre (la vie privée et les loisirs). Or, note l'auteur, le lien ainsi établi entre le but, la condition et le chemin a un «caractère arbitraire»: il s'agit là d'une «réalité historique bien datée, qui se développe dans un contexte socio-économique précis», mais qui ne répond «à aucune nécessité d'ordre logique, philosophique ou anthropologique» (p. 114). Et pourtant, l'individualisme est dans notre civilisation une «idée force» trop ancienne pour qu'elle disparaisse du jour au lendemain: il restera la valeur nucléaire des sociétés occidentales au cours des décennies à venir. Par contre, les aléas actuels de l'économie ont permis un débat de fond sur l'évolution générale de nos sociétés en rendant visibles les limites de l'Etat-providence ainsi que ses excès. D'où l'aspiration à l'établissement d'un nouvel équilibre, «à la taille de l'homme» cette fois, impliquant une redistribution des responsabilités entre la part qui revient à l'Etat et celle qui relève de chaque individu. Ce «rééquilibrage» est déjà en cours et l'auteur en relève certains «indices».

D'abord, en ce qui concerne les attitudes face au travail. La menace qui pèse sur l'emploi remet à l'ordre du jour une certaine morale du travail qui, à la différence de l'ancien *ethos* du travail, est de signe négatif: elle se nourrit de la crainte de la sanction – le licenciement – bien plus que de l'attachement au travail. Puis, le chômage: nous vivons dans une période où l'économie produit un chômage dit structurel, donc nécessaire à son fonctionnement; en même temps, dans la «société de travail», le chômage transforme le travailleur en mendiant, le stigmatise et le met à l'écart. Il en est ainsi pour une population de travailleurs qui, jusqu'à leur licenciement, avaient vu leur vie se dérouler conformément au modèle de la «biographie normale». Mais il existe une autre population composée de jeunes chômeurs qui représentent à leur manière une «nouvelle normalité» et expérimentent une nouvelle «trajectoire de vie». Pour eux, le chômage se transforme en un «mode de vie» régi par un système de valeurs que l'on désigne du nom d'«ethos de la débrouillardise»: le salaire n'est plus la source essentielle, voire unique, de revenu; l'idée de carrière disparaît au profit de la disponibilité du moment et des «petits boulots». Globalement, on pourrait donc parler de «désacralisation», de réinterprétation du travail et plus précisément du travail-emploi. Et l'«essai prévisionnel» conclut sur le constat d'une situation marquée par l'incertitude et l'ouverture. Nous sommes à un tournant de l'histoire de notre civilisation et l'avenir se présente

sous forme d'une série d'enjeux: il va dépendre de l'intervention de diverses forces qui vont influencer l'évolution de nos sociétés et la place du travail en leur sein.

En effet, l'activité, le travail, l'emploi sont des réalités historiques qui peuvent se modifier. C'est depuis la révolution industrielle que «le travail est devenu une force anonyme: 'la force de travail' où l'individu disparaît dans la masse; le travail est moulé dans la forme contractuelle de l'emploi» (p. 132). Un «mythe» s'était ainsi construit qui effectuait une double réduction: il présentait le travail comme la seule forme légitime d'activité; il désignait, par le terme de travail, les seules activités exercées dans le cadre d'un emploi. On négligeait dédaigneusement toutes les activités non rémunérées qui pourtant sont indispensables à la vie et relèvent bien de la définition de travail. Or, nous l'avons vu, depuis le milieu de notre siècle, le travail tel que la société industrielle l'avait remodelé se trouve «désacralisé».

Lalive d'Epinay reprend donc les définitions de l'activité et du travail pour les préciser, et pour relativiser l'importance de l'emploi. L'activité humaine est «une combinaison d'énergie et d'information, opérée consciemment». Parmi les activités, il y a celles «du type 'travail' et les autres». Par travail il entend toute activité ayant une utilité sociale, ayant pour effet un résultat survivant à la durée, bref, «toute activité productrice de biens et de services» (p. 133). Il en vient ainsi à souligner l'importance d'un ensemble de «travaux» qui échappent au marché de l'emploi (qui relèvent donc soit de l'économie «grise», soit de l'économie «non monétaire»): «Hier, une part essentielle de l'identité était définie par la relation entre l'individu et son emploi. Aujourd'hui déjà, elle est nourrie par les relations significatives que l'individu établit avec plusieurs activités qu'il investit, certaines relevant du travail, d'autres du loisir» (p. 135).

C'est ici que certaines questions subsistent, croyons-nous, au-delà du constat de cette situation de fait. Questions qui nous paraissent cruciales, au vu de la prémisse que l'auteur a «acceptée» peu avant: «l'être humain [est] caractérisé par trois grandes exigences: assurer sa survie, déployer ses capacités, affirmer sa nature d'être en relation avec autrui» (p. 133). En effet, même s'il est vrai que «ce n'est pas nécessairement à travers l'emploi seulement, ni même par le travail exclusivement que l'être humain satisfait aux exigences fondamentales de sa condition, mais par l'ensemble de ses activités» (ibid.), il n'est pas moins vrai qu'aujourd'hui, chacune des trois «grandes exigences» (et surtout la première) ne peut être satisfaite que de manière très imparfaite par le seul travail «non monétaire» ou «gris» (c'est-à-dire non ou mal rémunéré). L'extension de ce dernier, dans les conditions actuelles, semble bien entraîner l'affaiblissement (ou le maintien à des niveaux assez faibles) du «bien-être» des populations

concernées et compromettre la reproduction même de leur «force de travail». Enfin, peut-on vraiment considérer cette extension comme le résultat d'un libre choix des «individus», du moment où le chômage (et sans doute le travail dans ses «nouvelles» formes) devient si «structurel»?

D'ailleurs, l'auteur reconnaît que quelques problèmes fondamentaux subsistent, dans la perspective du dépassement du «travail-emploi». Ce dernier reste malgré tout «la source principale du revenu des individus, donc le moyen institué qui permet à l'homme d'assurer sa survie et aussi de financer ses plaisirs et sa quête du bien-être» (p. 135). Se pose donc la question des sources du revenu individuel, liée à la question de la production de la richesse collective et à celle du «contrat social» qui unit l'individu à la collectivité (aujourd'hui par le biais du travail-emploi). Ce sont là des questions auxquelles tentent de répondre les cinq scénarios projectifs que l'auteur évalue en tenant compte, notamment: du lien qu'ils établissent entre revenu et emploi; des solutions qu'ils apportent au problème du chômage; de leur contribution à la réalisation des valeurs de liberté et d'égalité.

Le premier a pour objectif principal «l'assainissement de l'économie en donnant au marché de l'emploi, du point de vue de l'employeur, son élasticité optimale» (p. 138), c'est-à-dire en «laissant» ce marché fixer les trois dimensions de l'emploi: le prix du travail, le temps de travail, le contrat de travail. Il veut ressouder le lien entre l'emploi et le revenu, mais le plein emploi n'est pas sa préoccupation première.

Le deuxième et le troisième scénarios ont pour objectif le rétablissement du plein-emploi et la garantie du lien entre emploi et revenu. A partir de là, les deux scénarios se distinguent, l'un jouant sur le paramètre du temps de travail: pour que chacun puisse exercer son droit au travail, la notion de plein temps serait périodiquement redéfinie en partant du volume de l'emploi offert sur le marché; chacun devrait fournir, dans sa vie, un nombre donné d'heures de travail, mais cette contribution pourrait être effectuée de manière très flexible. Par contre, le scénario suivant cherche à atteindre le plein emploi en gonflant le volume total des emplois offerts sur le marché jusqu'à ce que chacun des ayants droit trouve satisfaction. Il implique une redéfinition du travail rémunéré pour y inclure les activités actuellement non rétribuées mais ayant un caractère d'utilité sociale. Il présente l'avantage d'éviter, dans une certaine mesure, le coût financier et bureaucratique du scénario précédent. Il résout, comme ce dernier, la question du chômage et renforce la valeur morale associée au travail contractuel.

Les deux scénarios suivants sont fondés sur une nouvelle conception du *revenu* (et non du *salaires*) *minimum* et dissocient, l'un en partie et l'autre

radicalement, le revenu du travail-emploi (le revenu pouvant être assuré «plus ou moins largement» indépendamment des emplois exercés par l'individu). Le quatrième appelle à une souplesse maximale de la distribution du temps entre trois grands domaines: le travail-emploi, le loisir et l'étude, la formation. C'est l'individu qui fixe l'aménagement de son temps, tout en acceptant certaines règles. On réunira en un seul les systèmes de financement de toutes les périodes de non-travail, et ce que l'individu verse aux assurances sociales aura pour but premier de lui permettre divers transferts de revenu d'une période de sa vie à une autre. Chaque ayant droit disposerait ainsi d'un certain nombre de «droits de tirage» dont il ferait usage tout au long de sa vie. L'objectif ici n'est pas d'assurer un revenu minimum, mais de permettre la préservation d'une «proportion substantielle» du revenu acquis.

Le dernier scénario, qui retient plus particulièrement l'attention de Lalive d'Epinay, est fondé sur l'idée d'*allocation universelle* (AU) qui remplace le salaire par une rente individuelle inaliénable pour en faire la base du revenu. Chacun dispose de «la plus grande latitude» quant au choix des activités qu'il veut exercer et au contrat associé à leur exercice. En définitive, certaines activités auront la forme de l'emploi rétribué, le salaire servant de régulateur dans l'allocation des ressources humaines. «Mais les activités à caractère économique ne seront pas toutes nécessairement rétribuées, pas plus qu'elles n'auront le monopole de la rétribution» (p. 146–7). L'AU serait un droit inconditionnel de tout citoyen ou résident, qui émanerait du fait que tout être humain est copropriétaire de la planète Terre et de ses ressources: ceux qui tirent profit de ces dernières doivent lui verser un loyer. Toutefois, si l'on estime que ce scénario pêche par défaut d'un contrôle nécessaire à toute politique sociale, on peut concevoir l'AU non pas comme un droit, «mais comme la contrepartie d'un devoir que ce propriétaire doit exercer envers la Terre et la société qui lui permettent de vivre» (p. 148). En échange de l'AU, chacun aurait alors à fournir au cours de sa vie un certain volume de prestations à utilité sociale reconnue. Une telle perspective renouvellerait le contrat social qui ne serait plus fondé sur une mercantilisation de la force de travail, mais sur une utilisation canalisée des compétences et des désirs individuels.

Ce scénario suppose une économie florissante et exige que les activités qui sont propres à celle-ci soient assurées, en fonction de l'état des technologies, par une main-d'œuvre suffisante et compétente. Il connaît des versions «de droite» et d'autres «de gauche», mais dans l'ensemble, il réalise très largement l'idée égalitaire, tout en préservant la liberté individuelle qui ne peut que reconstituer des différences, des inégalités, des hiérarchies. Car, nous dit l'auteur, «nous ne sommes pas à même d'imaginer la différence en dehors de hiérarchies», et «la solution réside moins en un égalitarisme niveleur, que dans la multiplicité

de hiérarchies de valeurs concurrentielles» (p. 148). Or ce scénario encouragerait le plus cette évolution, en mettant ainsi en ménage deux des valeurs fondamentales de nos sociétés: la liberté et l'égalité. Bref, même pour la Suisse qui ne réunit pas encore les conditions d'application nécessaires (haut degré de développement de l'Etat-providence, gravité de la crise de l'emploi), l'étude de ce scénario est indispensable, car on peut en tirer «le plus d'idées et de perspectives nouvelles et fécondes» (p. 149).

Restent cependant quelques questions dont nous devons encore l'inspiration à l'auteur qui, observant la «réalité du monde occidental», la trouve «comme un gigantesque bricolage au cours duquel des idées et des matériaux divers sont utilisés, qui correspondent aux orientations, aux valeurs et aux intérêts des principaux ensembles sociaux» (p. 149). D'abord, question d'*égalité*, comment faire pour que la «fécondité» de ce scénario soit bénéfique au plus grand nombre et non pas seulement au «principal acteur social»? Concrètement, puisqu'il semble bien que c'est le seul revenu du «travail» qui ferait l'objet de cette «refonte»: comment s'assurer que l'introduction généralisée de l'AU ne se solde pas, pour les travailleurs, par une réduction du revenu dont ils «disposent» directement ou indirectement (toutes sources confondues)? Puis, question de *liberté*, comment préserver celle-ci des répercussions concrètes négatives que pourrait avoir le passage, dans l'idée fondatrice de l'AU, d'une philosophie en termes de «droit» à celle en termes de «devoir»? Enfin, comment intégrer dans cette philosophie l'idée que la première ressource sur la planète Terre, c'est l'homme (et ses capacités, notamment celles qu'il mobilise dans le «travail», pour produire) dont il est nécessaire que soit assurée la reproduction à un niveau toujours plus élevé, au-delà de la simple «survie»?

Mesures. Etudes sur la pensée plastique
André Ducret

Ante Post, La lettre volée, Bruxelles, 1990, 109 pp.

*Jacques Coenen-Huther, Université de Genève, Département de Sociologie,
CH-1211 Genève 4*

Notre ami André Ducret, que les lecteurs de cette revue connaissent bien, a rassemblé en un élégant petit ouvrage une série d'essais dont certains sont inédits. Les thèmes abordés correspondent aux centres d'intérêt que l'on connaît à l'auteur: l'esthétique de Simmel et son application à l'art du portrait chez

Rembrandt, le néo-plasticisme de Mondrian, le souci de la forme chez Le Corbusier, la composante utopique dans l'art minimal et le *land art*.

Une intention dominante semble s'exprimer dans les différents textes qui nous sont ici proposés: concilier les préoccupations de l'amateur d'art et celles du sociologue. La voie choisie consiste à promouvoir une sociologie de la création plutôt qu'une sociologie du champ de la production artistique. L'entreprise est hasardeuse et ceux qui s'y sont essayés (Adorno, Benjamin, mais aussi Simmel) sont longtemps restés en marge des grands courants sociologiques. Certes, le vent tourne, et la prise de conscience d'une certaine parenté entre la démarche de l'artiste et celle du sociologue (quête de sens, stylisation, réduction de complexité) y est pour beaucoup. Mais le rapprochement ne saurait être poussé trop loin, et le va-et-vient conceptuel (modernité, forme, figure) ne doit pas faire illusion: les référentiels sont différents. Au reste, une fois l'attention centrée sur l'oeuvre à l'état isolé, le retour au champ, voire à la société globale, se fait malaisément. Le lien est ténu. Il faut toute l'ambiguïté de l'homologie pour le présenter de façon crédible. C'est en tout cas la seule manière d'intégrer Goldmann et Panofsky à un manuel de méthode. Sur ce point, Boudon et Bourdieu ne paraissent plus séparés que par une question de vocabulaire.

Une sociologie de la création artistique exige qu'on ne s'intéresse pas exclusivement aux déterminants sociaux de l'oeuvre d'art mais qu'on se préoccupe également de l'impact de celle-ci sur la sensibilité d'une époque. Si cette orientation de recherche a du mal à s'imposer c'est que le risque est grand de donner dans le commentaire apologétique. Le *land art*, nous dit-on, se veut retour au temps où l'art s'enracinait dans le sacré. Soit, mais le recours à la photographie permet de réintégrer le monde sécularisé des galeries qui reste le véritable milieu de référence. Le discours des esthètes est contemporain de l'autonomisation de l'art. Quand il porte sur des formes d'expression antérieure, il opère un transfert de sens; le créateur de Lascaux fait irruption dans le musée imaginaire de Malraux et s'en trouve transfiguré. Mais quand ce discours porte sur les formes artistiques les plus récentes, il acquiert une fonction légitimatrice que le sociologue peut hésiter à reprendre à son compte.

Car enfin, l'histoire récente des arts plastiques n'autorise guère à postuler une influence réelle sur les sensibilités contemporaines, au-delà d'un cercle d'initiés qu'unissent de nombreuses complicités. De Mondrian et Le Corbusier à l'art minimal, l'histoire qui nous est contée ici est celle d'une succession d'échecs: succession de tentatives infructueuses de surmonter l'insignifiance. Et l'on peut se demander si le monde des médias et de la publicité n'a pas déjà

pris le relais avec succès. Mais tout ceci, indirectement, nous ramène à une sociologie du champ de la production artistique ...

On s'en rend compte, le petit livre de Ducret incite à la réflexion. A lire, comme le souhaite l'auteur, de manière active et critique.

L'immigration dans la classe ouvrière en France

Maryse Tripier

L'Harmattan, Ciemi, Paris. Migrations & Changements, No. 22, 1990, 332 p.

Valérie Bory Beaud, 1009 Pully

Ce livre traite de la question de l'insertion des étrangers dans la société française, plus précisément au sein de la classe ouvrière. Il est l'aboutissement de travaux menés en milieu syndical, en usine et dans des quartiers, sous l'angle de la cohabitation interethnique. Les recherches de terrain ont été conduites en particulier dans trois entreprises, le mythique microcosme Renault à Billancourt et deux entreprises en Dordogne, une papeterie et une usine fabriquant des charnières. Ces trois entreprises emploient respectivement des Maghrébins, des Nord-africains ayant acquis la nationalité française («Français-musulmans») et des Turcs.

Maryse Tripier s'attache à étudier l'intégration des immigrés à travers la classe d'appartenance du pays d'accueil. La problématique suivante est au coeur de l'ouvrage: l'entreprise française est postulée comme le lieu de socialisation prédominant des immigrés et l'intégration de ces derniers est essentiellement abordée via les modèles de la culture ouvrière. Dès lors, reprenant le modèle Durkheimien, Maryse Tripier analyse les rapports Français/immigrés sous l'angle de la dichotomie intégration/anomie et selon différents seuils d'intégration, liés à des paramètres comme l'ancienneté, la nationalité, la mobilité sociale. Aux deux extrêmes, la fusion ou assimilation, d'une part, et d'autre part, l'état de «minorité perpétuelle», symbolisé par l'«invisibilité sociale» (ex. les Harkis). Pour l'auteur, la situation d'anomie est définie par la non intégration des immigrés dans la culture ouvrière française. Du côté de l'intégration, il apparaît que les syndicats sont investis d'un important rôle de facteur cohésif et ce bien que le taux de syndicalisation des immigrés soit faible. Ce surinvestissement contraint l'analyse, par ailleurs d'une grande rigueur, dans une perception parfois unidimensionnelle du procès de socialisation. «Les

difficultés d'intégration des immigrés ne viennent pas de leur mauvaise volonté mais de leur ignorance de la norme ouvrière», note ainsi l'auteur (p. 294).

Si la norme est dans l'intégration à la classe ouvrière, la communauté prolétaire constitue pourtant une (étroite) «voie de passage» ascensionnelle, note Maryse Tripier. Il reste que près de 70% des actifs étrangers sont des ouvriers. La part des étrangers parmi les artisans et petits patrons n'est que de 4,6%. Cette réalité est symbolisée par des idéal-types récurrents: l'ouvrier agricole espagnol du Midi, l'OS maghrébin de l'automobile, la «bonne» espagnole ou portugaise.

Sans nier l'intérêt des thèmes de recherche actuels sur les formes d'assimilation, les stratégies d'individualisation, les choix identitaires des immigrés, et sur les réactions de la société française à leur égard, l'auteur reste fidèle à une approche d'inspiration marxiste, liée à un courant français de sociologie de terrain en milieu ouvrier, très présent dans les années 1970. Pour Maryse Tripier «le destin des immigrés est lié à celui de la classe ouvrière dont ils ont accompagné l'évolution» (p. 12). C'est, dans sa démarche, «le fait le plus explicatif». Conditions d'emploi, modes de vie, sociabilité quotidienne, stratégies d'insertion, dynamique des choix identitaires, se jouent à ses yeux essentiellement dans les usines, les écoles, les logements et les quartiers populaires, au contact, dit-elle, d'autres couches ouvrières qu'il est indispensable de connaître.

Dans son postulat éthique et méthodologique de ne pas «ethniser les rapports sociaux», l'auteur évite de se confronter à la xénophobie ouvrière. L'explication des poussées de violence, souvent dirigées contre les Italiens, qui se produisent dès le deuxième tiers du 19^e siècle et des conflits interethniques dans le cadre de l'immigration dite moderne («moderne parce que se situant à l'échelle de la nation», selon l'auteur, p. 42), est ramenée à la «peur de la concurrence» de la part des nationaux. Le projet de cette étude, on l'a dit, n'était certes pas d'analyser cette peur, révélatrice d'une situation de dominé au sein de la communauté nationale française. On peut cependant rappeler que les réactions anti-étrangers s'expriment le plus souvent par des rejets de type culturel (mœurs, *habitus*). Les relations des Suisses et des immigrés italiens à la fin du 19^e siècle sont éclairantes à cet égard. L'accession progressive de la classe ouvrière autochtone à des normes inspirées de la bourgeoisie (propreté, hygiène) d'une part et l'adhésion à des idéologies identitaires nationales d'autre part, donnent des clés pour appréhender la xénophobie des classes populaires. Des euphémismes comme «la fragilité de l'acceptation des étrangers par les Français ...» (p. 272) montrent que l'auteur a choisi de ne pas s'avancer sur un terrain où décrire ne peut se concevoir sans désigner. Une attitude qui a le mérite de révéler la mauvaise conscience des sociologues face à la xénophobie

populaire. «Ceux qui chercheraient à étudier les relations interethniques de travail ne seraient-ils pas, par leur questionnement et leur sensibilité à ces problèmes, sûrs de trouver des rapports sociaux 'ethnifiés'», écrit en effet Maryse Tripier, qui poursuit: «Ayant postulé, a priori, l'importance de l'appartenance ethnique, ils deviendraient aveugles à d'autres mécanismes d'identification et de désignation ...» (p. 145). Tout se passe comme si entrer en matière sur des comportements culturels différents risquait de laisser s'opérer un fâcheux amalgame ethnifiant.

Face à une vision pessimiste de la réalité sociale qui tendrait à prendre comme problématique les clivages profonds au sein des rapports sociaux entre Français et immigrés, l'auteur présente le modèle français de l'assimilation comme le moins mauvais garant de l'intégration. Si la société française s'est montrée sans conteste particulièrement généreuse dans sa politique d'immigration, du moins jusqu'à peu, elle ne fait pas l'économie aujourd'hui d'un durcissement des rapports sociaux entre les différentes communautés et du constat d'un relatif échec de l'intégration des immigrés. Certes, comme le souligne l'auteur, il n'y a pas de hiérarchie des races en France. Néanmoins, se sont affirmés depuis vingt ans une ghettoïsation des banlieues, des échecs scolaires et professionnels lourds de conséquences et des éruptions de racisme antimaghrébin. Le chômage fait alors éclater ce que la culture ouvrière peut avoir d'intégrateur et montre ses limites face à cette crise de société qui éclate aujourd'hui dans les cités-béton.

L'originalité de cet ouvrage tient avant tout dans l'approfondissement exhaustif du statut social des immigrés à l'intérieur d'un champ social bien circonscrit et dans lequel se déroule dans une certaine mesure un important processus de stabilisation des populations étrangères.

La richesse des données empiriques et statistiques sur la condition immigrée en France contenue dans cet ouvrage en fait une étude de référence, qui fait cruellement toucher du doigt la rareté des données quantitatives et de la réflexion sociologique sur le phénomène migratoire en Suisse qui, rappelons-le, est le plus dense d'Europe.

